

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Schlang, Wilhelm: Zwei Deutsche. Gedenkblatt

urn:nbn:de:bsz:31-62042

Drei Deutsche.

Gedenkblatt von Wilhelm Schlang.

Wie kommt es nur — so ist der Hinkende gefragt worden — wie kommt's, daß unser Volk in vier langen Kriegsjahren sich auf den Schlachtfeldern des Ostens und Westens und in den Prüfungen daheim behaupten konnte, daß das Vaterland, unser Höchstes und Heiligstes, noch lebt, wiewohl die Feindschaft fast des ganzen Erdballs es mit den fürchterlichsten Gefahren umstellte? Ist es nicht ein Wunder, daß dergleichen möglich war, abweichend von den gewöhnlichen Gesetzen der Natur und des Weltlaufs?

Darauf kann der Hinkende nur sagen: es ist ein Wunder, ein unerhörtes, aber bewirkt von den alten Tugenden der Deutschen, die niemals glänzender hervortreten als in den Tagen höchster Not und Bedrängnis. Pflichtgefühl und Opferwillen, Unterordnung des einzelnen unter die Wohlfahrt des Ganzen, der felsenfeste Glauben an den Sieg des Guten und Wahrhaften, das sind die Kräfte, die uns im ungeheuerlichsten Erleben unserer leidensvollen Geschichte aufrechterhalten haben.

Schon einmal, vor etwas mehr als hundert Jahren, legte das Schicksal unserem Volke die Pflicht auf, um Sein oder Nichtsein zu ringen. Damals aber mußten die Deutschen erst lernen, was ein großes starkes Vaterland ist und wie ein solches zu gewinnen wäre. Wir stünden vielleicht noch, wo wir vor den Befreiungskriegen von 1813 und 14 gestanden, hätten nicht gottgesandte Männer den Anstoß zur Reinigung und Hebung eines gesunkenen Volkstums, zur Abschüttelung unwürdigen Fremdjochs gegeben. Ein Gefühl unausslöschlicher Dankbarkeit, der Liebe und Ehrfurcht verknüpft uns mit jenen Auserwählten, die weit über ihre eigene Zeit hinaus wirkten, da ihr Beispiel auch den Kämpfern unserer Tage die Wege weist.

Ihrer zwei stehen dem Herzen des deutschen Volks besonders nahe, und man braucht ihre Namen nur zu nennen, so ist es, als würden die edelsten Saiten berührt:

Arndt und Blücher!

zwei rauhe, aber echte Deutsche, deren Bild wir von frühesten Jugend in uns tragen und deren Lebensinhalt zum Inhalt unsres eigenen Daseins geworden ist.

Nach Ablauf von einhundertfünfzig Jahren seit Arndts Geburt und von hundert Jahren seit Blüchers Tode wird das deutsche Volk seinen Bund mit diesen Helden erneuern. Dem Hinkenden aber ist es unverwehrt, zweien bedeutenden Gedächtnistagen mit seiner Betrachtung um etliches vorzugreifen.

Am zweiten Weihnachtstag des Jahres 1769, gleichsam als ein Christgeschenk, wurde Arndt

dem deutschen Volke auf Rügen geboren. Das herrliche Eiland hatte beim Abschluß des Dreißigjährigen Kriegs vom deutschen Reich an Schweden abgetreten werden müssen. So kam einer der tüchtigsten Sachwalter deutschen Wesens, der Sohn eines zwar einfachen, aber durch Bildung und Lebensführung angesehenen Pächters und Gutsverwalters, als schwedischer Untertan auf die Welt. Seine Knabenerziehung in gesunden ländlichen Verhältnissen war von



Ernst Moritz Arndt.

gediegener Strenge, denn (so meinte der Vater) ein Junge, der wohl einmal Stein und Stahl anpacken müsse, dürfe nicht in Baumwolle eingewickelt werden. Nach häuslichen Vorbereitungen konnte Arndt die höhere Schule in Stralsund besuchen; hernach betrieb er zu Greifswald und Jena das Studium der Gottesgelahrtheit, der Geschichte, Erd- und Völkerkunde. Nun aber lebte mit dem „starken, heißen Arndts-Blut“ vom Vater her in ihm auch ein unbändiger Wandertrieb, und so zog er denn als Bruder Sorgenfrei etliche Zeit in der Fremde umher. Dem Predigtamt, dem er sich anfangs gewidmet hatte, entsagte er früh, wurde zu Ostern 1800 nach einem neuen Flug ins Weite als Hochschullehrer festhaft und baute sich sein eigen Nest, indem er ein Professorenkind, Marie Quistorp, heimführte. Bald hatte Arndt aber auch seinen eigentlichen Beruf entdeckt: der Sache des wahren Menschentums und der Freiheit zu dienen. Es herrschte damals in vielen Staaten die Leibeigenschaft, ein Nest alter Sklaverei, mindestens ein Knechtszustand, wonach jemand einem Vornehmen zu hartem Dienst und schweren Abgaben verpflichtet, in der Wahl von Lebensweise und Wohnsitz beschränkt war, abgesehen von anderem sittlichen Unrecht. Nicht alle Fürsten Europas eilten ihrer Zeit so weit

voraus, daß sie wie Karl Friedrich, Markgraf von Baden, den alten Zwang aufhoben, ehe die große Staatsumwälzung von 1789 in Frankreich den Mächtigen an die Gewissen pochte. Wider die gleichen Verhältnisse auf Kügen und in Pommern schrieb Arndt, der Freimütige, geharnischte Worte. Damit hatte er den Nutznießern der überlieferten Herrenrechte unanft auf die damals schon empfindlichen Hühneraugen getreten und sie ließen zum König, daß er mit dem „Lenteverderber und Bauernaufheber“ aufs schärfste verfare. Gustav der Vierte hatte damals seine gute Stunde (er hatte sie selten und verlor darüber neun Jahre später den Thron), sah sich die Sache wegen der Leibeigenschaft genauer an und sagte: „wenn dem so ist, so hat der Mann recht.“ Die Folge war, daß man auch in Schwedisch-Pommern mit der veralteten Hörigkeitswirtschaft aufräumte.

Arndt hatte sich zum Anwalt des Volks gemacht, und bald würde er vom Ernste der Zeit zu einem manhaften Bekenntnis für das Deutschtum aufgerufen. Napoleon, seit 1804 Kaiser der Franzosen, hatte Oesterreich zu seinen Füßen niedergeworfen, Preußen zu schmälichem Vertrag gezwungen, und elend brach das deutsche Reich zusammen. Als nun, um mit Vater Arndt zu reden, der welsche Hahn sein Viktoria auf den Trümmern der geschändeten deutschen Herrlichkeit krährte, da ließ dieser Mann dem Gefühl vieler Tausender eine Stimme und fortan dienten ihm Rede und Schrift fast einzig dazu, die Deutschen zum Kampf wider den Erbfeind zu entflammen. Lebte Arndt für die nächste Zeit auch unter vielfachen Gefahren — sobald die Befreiung der Völker vom Fremdenjoch sich vorbereitete, durfte der Wackre an den Entwürfen und Vorbereitungen der Vaterlandsfreunde teilnehmen. Hoffnungsreich und gottvertrauend hat Arndt als Helfer des Freiherrn vom Stein an der Wiederaufrichtung und innerlichen Erneuerung des tiefgebeugten Vaterlandes gearbeitet; durch immer neue Flugschriften und Aufrufe pflanzte er seine hohe Sinnesart weiter, trieb er Funken zur Flamme. Zagende und Unentschlossene riß sein Mannesbeispiel mit sich fort, bis das Preußenvolk als erstes die Sklavenfesseln von sich warf. In zwei Büchern, schlicht und wahrhaft, als seien sie vom Geist der Bibel eingegeben, wirkte Arndt für Errichtung der Landwehr und des Landsturms und bald hatte er die Freude, Preußen ein Heer von 271000 Mann, einen Soldaten auf 17 Einwohner, ins Feld stellen zu sehn!

Leidenschaftlich, aber unmittelbar nützend stürzte sich Arndt in die Strömung des großen Befreiungswerks; seine Gedichte — ihrer viele singt der Deutsche noch heut mit Lust — folgten dem Siegeszug der Heere Blüchers, Yorks und Gneisenaus von Leipzigs Schlachtfeldern nach

Paris; sein Weitblick wies den Kämpfern das erhabene Ziel: der Rhein, „Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze“, die ehemaligen Bestandteile des deutschen Reichs bis zu den Urdenen hin mit dem neueren, größeren Vaterlande vereint, Frankreichs Uebergewicht gebrochen.

Nach dem Hochschwung sollte Arndt auch die Enttäuschung aller wahrhaft Deutschgesinnten miterleben. Der Leser, wenn er nur ein wenig in die Bücher der Geschichte hineingesehen, weiß ungefähr, was alles im Gefolg des Jahres 1813 geschehen: daß die Fürsten und ihre Räte nach Napoleons Thronentsagung in Wien zusammentrafen, um zwischen Gastmählern und Tanzereien, zwischen Schlittenfahrten und Theaterspielen hinein die Landkarte von Europa zu ordnen, daß der Bonaparte von neuem sich erhob und ein zweiter Feldzug von Preußen und seinen Verbündeten gekämpft werden mußte, daß man nach Belle-Alliance den Korfen völlig unschädlich machte und nach erneutem Friedensschlusse mit Frankreich die Herrscher zu Paris einen heiligen Bund schlossen, wobei sie die Verpflichtung auf sich nahmen, der Lehre des Evangeliums gemäß gleich Vätern ihre Untertanen zu regieren und wie Brüder einander Hilfe und Beistand zu leisten. Die Gebietsverhältnisse Deutschlands waren nun aber weder in Wien noch in Paris nach Verdienst und Vernunft geregelt worden. Eine Vereinigung des Elsasses und Lothringens mit den alten Stammländern diesseits des Rheins hatten Englands und Rußlands schlaue Staatsmänner zu hintertreiben gewünscht. Preußen, das zu seinem dauernden Ruhm für die Befreiung der Völker von Fremdfesseln das meiste getan, erlangte den Umfang nicht wieder, den es vor dem Zusammenbruch von 1806 gehabt, und konnte sich, weil in zwei getrennte Ländermassen geteilt, unmöglich zur Großmacht entwickeln. Das große deutsche Vaterland mit einem Kaiser an der Spitze, wie es Arndt und alle Gleichgesinnten als Siegespreis und Opferlohn herbeigesehnt, ging aus den Befreiungskämpfen nicht hervor. An die Stelle des ehemaligen deutschen Reichs und als Erbe seiner Beschränktheit und innern Zwiespältigkeit trat der sogenannte deutsche Bund mit dem Zweck, etwa drei Duzenden von Staaten und Stätlein die äußere Sicherheit und innere Ruhe zu gewährleisten.

Wer etwa geglaubt hatte, der neue Länderverein werde Deutschlands Macht und Ansehen fördern, sah sich bald genug getäuscht. Nur in einem zeigte der Bundestag sich geschäftig: im Niederhalten jeder freierlicheren Entwicklung und Umbildung des Staatswesens. Denn war das Volk durch die Not der Zeit vor 1813 zur Beteiligung an allgemeinen Angelegenheiten veranlaßt worden, so verlangte es auch jetzt

nach einem größeren Maße öffentlicher Betätigung. Einzelne Länder wie Bayern und Baden erhielten zwar die längst verheißene Verfassung und damit sollte das Volk bei Erledigung der Staatsgeschäfte auch ein Wort mitzureden haben; aber diese erweiterten Rechte waren von einschichtigen Herrschern kaum gegeben, so suchten die Vertreter unumschränkter Fürstengewalt die neuen Freiheiten auf jede Weise zu ersticken. Vergebens erhoben Männer gleich unserm Arndt immer eindringlicher ihre warnende Stimme. Ungeachtet ihres verdienstvollen Anteils an der Erhebung von 1813

beobachtete man auch sie mit Argwohn, und Arndt zumal galt als verdächtig, seit er mit Wort und Schrift für eine gänzliche Umwandlung der deutschen Verhältnisse eingetreten war. Ein Deutschland sollte nach dieses Sehers Meinung sein, eine Reichsverfassung, ein Reichstag mit freier Wahl und freiem Wort, ein Oberreichsgericht, eine Einheit von Münze, Maß und Gewicht.

Den deutschen Bund unruhmliehen Andenkens beherrschte ein Mann, über den die Geschichte längst den Stab gebrochen: Fürst Metternich. Jedem Fortschritt zum Bessern trat er mit schroffem Eigensinn entgegen, aber je mehr seine Politik

des Mißtrauens und der Ueberwachung um sich griff, desto verhängnisvoller wuchs die Gärung, und vor allem die Jugend auf den Hochschulen Deutschlands nährte immer offenkundiger den Geist des Widerspruchs. Zahlreiche Jünglinge, zum Teil solche, die in den Befreiungskriegen mitgekämpft hatten, gründeten mit dem Wahlspruch „Ehre, Freiheit, Vaterland“ eine enge Vereinigung: die Burschenschaft. Am 18. Oktober 1817, zur Feier der Völkerschlacht von Leipzig, sagte die freiheitliche Jugend „allen Bösen und Buben im Vaterland“ von der Wartburg herab die Fehde an. Am Abend brannte ein Häuflein Ueberbegeisterter, eigentlich ohne Wissen des vorbereitenden Ausschusses,

ein Feuer ab und warf die Merkmale verknöcherten Staatswesens in die Flammen: einen heffischen Zopf, eine Schnürbrust, einen Korporkstock. Herr von Metternich aber in Wien witterte den Geist des Umsturzes und fand nur zu bald eine Handhabe, im Namen der bestehenden Ordnung einzuschreiten.

Zu Mannheim lebte damals der Lustspiel-dichter und Kaiserlich russische Staatsrat von Kozebue, ein Weimarer von Geburt, der mit ebenso witziger als schlüpfriger Feder völlig der Sache des Rückschritts diente, Jahns Turnsache

wie Arndts Deutsch-tum öffentlich verspottete und dadurch der Verachtung aller vaterländisch Gesinnten, namentlich dem Haße der burschenschaftlichen Kreise anheimgefallen war. Ein Burschenschafter, Karl Ludwig Sand aus Wunfriedel, faßte denn auch ganz für sich allein den Plan, eines der vermeintlichen Haupthindernisse freiheitlicher Entwicklung aus dem Wege zu räumen. Am 9. März 1819 reist Sand, in dem sich überhitztes Deutschgefühl mit krankhaftem Ehrgeiz verband, von Jena ab; am 23ten des gleichen Monats erreicht er Mannheim, führt sich bei Kozebue unter fremdem Namen in dessen Wohnung ein und stößt ihm mit den



Die Ermordung August von Kozebues (23. März 1819).

Worten: „Hier, du Verräter des Vaterlands!“ einen Dolch ins Herz.

Fener dreiundzwanzigste März, ein übler Jahrhundertgedenktag, sollte ein Wendepunkt in der deutschen Entwicklung werden. Noch war die Hinrichtung an dem Mörder Kozebues nicht vollzogen, als die Regierungen zu rücksichtsloser Abwehr des jungen Freiheitsdranges im Volk sich entschlossen. Die Hochschulen wurden strengster Ueberwachung unterstellt, die Burschenschaft aufgelöst, die Befenner auch eines gemäßigten Fortschritts in Acht und Bann getan. Selbst Arndt bekam den veränderten Geist zu schmecken. Kaum hatte er sich, seit 1801 Witwer, zu Bonn als Hochschullehrer mit der Schwester

Schleiermachers, des berühmten Theologen, ein neues Heim gegründet, als auch über diesen Treuen das Netz geworfen ward.

Arndt hatte ein Werk geschrieben: „Geist der Zeit“ und im vierten Bande noch mehr als in den früheren Veröffentlichungen einer beschränkten Staatslenkung den Spiegel vorgehalten. Jetzt ward des Volks aufrechtster Wortführer sogar einige Stunden in Haft genommen; man beschlagnahmte seine Papiere, entzog ihm sein Lehramt, verstrickte ihn in langwierige Untersuchung, als hätte er teil an den Verirrungen Sands oder gar an hochverrätherischen Untrieben. Die gestrenge Obrigkeit fand nichts Strafbares an dem Manne, den sein eigen Gewissen von vornherein schuldlos gesprochen; gleichwohl mußten zwei Jahrzehnte der Beargöhnung und Anfechtung vorübergehen, ehe Arndt zum Lehrberuf zurückkehren durfte. Friedrich Wilhelm der Vierte, soeben zur Regierung in Preußen gelangt, hatte selbst den Viedern wieder in seine Ehren eingesetzt, und zur Freude des ganzen Vaterlands konnte Arndt die studierende Jugend wie früher um sich versammeln. Nun von neuem auch auf die öffentliche Bühne gestellt, beteiligte sich der Kaskade mit dem alten Feuer am Streben nach einer deutschen Reichsverfassung, trat 1848 als Abgeordneter in die gesetzgebende Versammlung zu Frankfurt a. M., und er war unter denen, die am 3. April 1849 im Schlosse zu Berlin dem Herrscher Preußens die Kaiserkrone antrugen. Friedrich Wilhelm hatte nicht lange vorher durch feierlichen Aufruf erklärt, Preußen solle fortan in Deutschland aufgehen, und für Arndt war es nun ein bitteres Leid, daß der König die Kaiserkrone ausschlug. Den Glauben an die Auferstehung des Reichs gab er darum nicht auf, und noch an des Grabes Schwelle hielt er ihn fest. Als er seine Erinnerungen niederschrieb an das Wirken in der Paulskirche zu Frankfurt, da drängte es sich aus hoffnungsstarkem Herzen hervor:

Kaiserschein, du höchster Schein,
Bleibst du denn im Staub begraben?
Schrei'n umsonst Prophetenraben
Um den Barbarossastein?
Nein und nein und aber nein,
Nein! Kyffhäusers Fels wird springen,
Durch die Lande wird es klingen,
Frankfurt holt den Kaiser ein!

Der Mann, der in seiner Jugend Seelust getostet, blieb bis ins hohe Alter von gesunder Kraft und Frische. Den Geist hielt er durch dauernde Verührung mit den Wissenschaften, durch fleißigen Umgang mit hervorragenden Zeitgenossen lebendig, und so brauchte seine Muse nicht zu feiern. Tägliche Arbeit im Garten, Fußreisen und Schwimmen erhielten ihn den Körper rüstig. Er stand im achtundachtzigsten Jahre, als er seine Erinnerungen

an Reichsfreiherrn vom Stein, „Wanderungen und Wandelungen“ niederschrieb, und die Ereignisse der Zeit fanden ihn als einen verständnisvoll Teilnehmenden.

Am 26. Dezember 1859 feierte Deutschland den neunzigsten Geburtstag seines vollstimmlichsten Mannes. Auf das Landhaus am Rhein regneten Glückwünsche und Ehrengaben in reichster Fülle herab, und was geschah? Wilhelm, Prinzregent von Preußen, des späteren Reichs erster Kaiser, beschenkte den Verkünder deutscher Freiheit mit edlem Rheinwein. Aber die Sonne neigte sich jetzt zum Untergang. Am 29. Jänner 1860 ward Arndt, der seines Lebens Zweck ganz erfüllt hatte, abgerufen, und einig wie in jener Huldigung für den Neunzigjährigen war das Vaterland auch in der Trauer um seinen getreuen Eckart . . .

Arndt konnte sterben, aber er konnte nicht getrennt werden vom Volke der Deutschen, zu dessen Lehrern und Leitsternen, zu dessen Warnern und Weisern er gehört. Es gab vor ihm Männer von noch größerem Geiste als dem seinen, aber da ist keiner, der ihn an Ehrlichkeit und Reinheit des Willens, an Liebe zum Deutschwesen, an Zorn wider alles Halbe und Schwankende, rund gesagt: an Männlichkeit übertroffen hätte. Wenn wir sein Geschriebenes lesen: die Schriften von Landwehr und Landsturm, seinen „Soldatenkatechismus“, sein „Büchlein für den lieben Bürgers- und Bauersmann“, wenn wir seine Lieder singen: „Was ist des Deutschen Vaterland“, „Der Gott, der Eisen wachsen ließ“, „Was bläsen die Trompeten“ — ist es nicht, als schließe Vater Arndt seine blauen Augen zu uns auf? als drücke er den Nachgeborenen als ein Segnender fest die Hand? Wandelt er nicht leidhaft unter den Streitern dieser ersten Zeit? Die beispiellose Ausdauer des deutschen Volks gegen eine Welt von Feinden, das nennt der Hinkende: Arndtsgeist — lebendige Nachwirkung einer Kraft, die über ihren Träger weit hinausgewachsen ist und, so Gott will, sich auf die fernsten Geschlechter überträgt.

Als ein Held des Wortes und der Feder lebt Vater Arndt, als ein solcher des Schwerts der „Marschall Vorwärts“ im deutschen Volke fort. Wie man sie in einem Atem rühmt, so gehören sie durch Denkart und Gefühl, durch ihr Wollen und Handeln unlöslich zusammen. Als Arndt auf Kügen das Licht der Welt erblickte, hatte Gebhardt Lebrecht von Blücher, der Sohn eines kurhessischen Rittmeisters und Landedelmanns, sich auf diesem Boden bereits zu allen körperlichen Anlagen gestählt, worüber denn freilich seine geistige Ausbildung vernachlässigt ward. Er diente den schwedischen Landen nachher als Offizier, wie Arndt es noch später als Gelehrter

tat, trat in das preußische Heer über und wurde, wiewohl ein Mecklenburger von Geburt, in seinem Herzen ein Preuße, genau wie Arndt es werden sollte. Für Preußen schwang Blücher den Säbel im holländischen Feldzug und im nachfolgenden Kriege mit Frankreich. Zur Ehre der preußischen Waffen machte er bei Kirrweiler in der Pfalz eins seiner frühesten Meisterstücke als Reiterführer: er schlug die verhassten Franzosen gehörig aufs Haupt und nahm ihnen im Handumdrehen sechs Geschütze ab.

Den Stern des Großen Friedrich sah Blücher auf den Schlachtfeldern von Muerstätt und Jena erlöschen, aber keinen Augenblick gab er die Hoffnung auf, daß Preußens Volk aus der Tiefe des Verfalls sich aufraffen und die Ehre des Staats wiederherstellen werde. Als er zum Erichreken des Berliner Hofes seinen Haß gegen alles Weltsche nicht verbar, mußte er 1812 vom Waffendienst scheidend und irgendwo an der Meise auf der Bärenhaut liegen. Dafür gab der Ausbruch des Befreiungskriegs im nächsten Jahr seiner Tatkraft und Entschlossenheit den weitesten

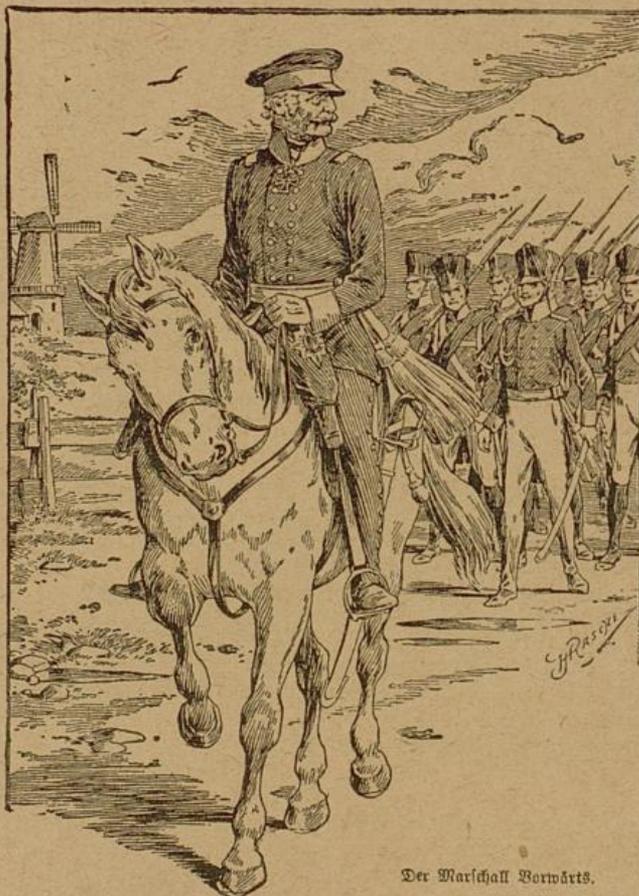
Raum. Einen Besseren hätte man nicht an die Spitze der Schlesienschen Armee stellen können, und auch Napoleon, der Welteroberer, merkte bald, was die Uhr geschlagen hatte. In der Raßbach, einem Nebenfluß der Oder, stieß ein französisches Heer unter Macdonald mit den Blücher'schen zusammen. Durch einen Reiterangriff von seltener Kühnheit entschied Blücher die Schlacht, und in grauenhafter Verwirrung wurden die Franzosen zur Flucht gezwungen, viele Hunderte von den steilen Uferändern in den hoch angeschwollenen Fluß gestürzt. Seit diesem Sieg, der Schlesiens vom Feinde frei-

machte, heißt Blücher, ein beherzter Draufgänger, der Marschall Vorwärts, und jenem 26. August 1813 hatte er es zu danken, daß ihn sein König ein Jahr darauf zum Fürsten von Wahlstatt erhob. Wahlstatt aber — dies muß der Leser wissen — ist ein Dorf südöstlich von Liegnitz, wo vor vielen hundert Jahren deutsche Heldenwehr, ebenfalls in blutigem Kampf nahe der Raßbach, dem Vordringen mongolischer Horden ein Halt gebot.

Blüchers Heldentaten braucht der Sinkende nicht weitläufig zu schildern; die Namen Leipzig, Laon, Paris, Belle-Alliance genügen, und jeder Deutsche weiß, was sie bedeuten. Jeder weiß auch, welche Macht dieser Kriegsmeister über die Soldaten ausübte, wie er in Gleichmut und Todesverachtung, im Ertragen von Entbehrungen und Mißgeschick immer das erste Beispiel gegeben hat. Von seinen Märschen und Kriegszügen sind uns Hunderte von köstlichen Geschichten überliefert, wie er denn einmal, aus dem Schlaf gerüttelt durch die Meldung, Napoleon hole zu einem unerwarteten, höchst gefähr-

lichen Schlag aus, gähmend antwortet: "Da kann er die schönsten Schmiere kriegen," die nötigsten Befehle gibt und sich zum Weiter-schlafen auf die andre Seite legt.

Nicht nur auf den verschiedensten Schlachtfeldern hat Blücher hohen Mut gezeigt (im Kugelregen bei Ligny schmancht er gelassen sein Pfeifchen), dieselbe Eigenschaft legte er auch im Verkehr mit den Gebietenden an den Tag. Selbst dem Alten Fritz gegenüber, unter dessen Fahnen er noch gedient, nahm er (es handelte sich um eine Beförderungssache) kein Blatt vor den Mund. Als nach den Waffenstegen von



Der Marschall Vorwärts.

1813 und 14 die Dinge schon wieder anfangen, den Krebsgang zu gehn, als man bei den Pariser Friedensverhandlungen und in Wien dem französischen Hochmut allerhand Zugeständnisse machte, da fühlte sich der Marschall Vorwärts berufen, gleich einem Propheten des Alten Bundes seine Stimme zu erheben. Man schreibt ihm das vorahnende Wort zu, das auch in unsre Tage wie eine Mahnung hineinstrahlt: „Was die Schwerter uns erwerben, laßt die Federn nicht verderben!“ Leider ist es anders gekommen. Deutschlands Zerklüftung dauerte fort, seine Geschicke wurden nach wie vor hauptsächlich von Fremdvölkern bestimmt.

Je mehr die Vaterlandsfreunde ihre Hoffnungen niedergetreten sahn, um so inniger fühlten sie sich zu Blücher gehörig, der nun einmal für sie Träger und Werkzeug einer großen Zeit blieb. Er selber hatte den Degen abgechnallt und lebte auf seinen Gütern still neben dem Pflug einher, suchte zuweilen auch an Karlsbads heißen Quellen den Körper von den Wirkungen ausgiebigen Weingenußes und anderer deutscher Untugenden zu heilen. Als Blücher in den großen Befreiungskampf ritt, lag sein siebzigster Geburtstag hinter ihm; drei Jahre fehlten ihm zum achtzigsten, als die Vorsehung den Mann abrief, den sie zu so außerordentlichen Dingen sich erwählte.

Ruhm und Größe seines vielbewegten Daseins bezeichnen die wenigen Worte, die einer unsrer Größten, Altmeister Goethe, an Blüchers Denkmal in Rostock schrieb:

In Harren und Krieg,
In Sturz und Sieg,
Bewußt und groß —
So riß er uns vom Feinde los!

Gewaltiges — ja Uebergewaltiges hat das deutsche Volk erlebt, seit Blücher und Vater Arndt von ihm gingen, und die ungeheuerlichste Aufgabe ist ihm in unseren Tagen gesetzt. Sie wird gelöst werden, wenn wir in Geist und Wirken jenen anhangen, die schon einmal des Vaterlands Retter gewesen sind und die als treue Warner und Wächter auch an den Pforten der spätesten deutschen Zukunft stehen werden:

Arndt und Blücher!

Die „Wacht am Rhein“.

Wenn eine Mutter ihren Kindern die alten trauten Märchen erzählt, muß man sie nicht fragen, in wessen Geist und Gemüt diese holden Dinge erstmals ausgebildet, von wem sie aufgezeichnet wurden, damit sie von Geschlecht zu Geschlecht sich forterben konnten. Die Erzählerin weiß meistens nicht, woher solch ein Märchen, das Besitztum aller, gekommen ist.

Und wie mit den Märchen ergeht es dem Volke mit den Liedern, die es am liebsten und häufigsten zu singen pflegt. Was kümmert's den Singenden selber, es sei ein Jäger oder Handwerksgefell, ein Soldat oder fahrender Schüler, das Mägdelein am Brunnen oder die Alte am Spinrad, wo und wie oder durch wen das Lied entstanden, das von freudvollem oder traurigem Herzen sich löst? Und doch hat jedes Lied, auch jedes Volkslied, seinen Schöpfer und seinen Geburtsort, und ein froher oder ernster Anlaß hat den Sprößling bewegten Sprach- und Musikgeistes zur Welt gebracht. Nicht selten hat ein Volkslied seine Wurzeln in ganz bestimmten, allgemeinen Begebenheiten, so daß man sagen könnte: von der Zeitgeschichte selber ist das Lied gedichtet worden.

Aus dem reichen Schatz und Grundstock an deutschen Volksliedern mag eines der verbreitetsten, ein rechter Schwert- und Truhfingerring, herausgegriffen sein: „Die Wacht am Rhein“. Wer kennt nicht Wort und Weise von frühesten Jugend her — und doch wissen über Entstehung und Fortpflanzung dieses Liedes die wenigsten Bescheid. Viele meinen, es stamme aus dem Krieg von 70/71; das Lied ist aber um dreißig Jahre älter und der Gedichtschöpfer lebte schon lange nicht mehr, als die deutschen Stämme sich wider den Erbfeind erhoben.

Welches sind nun die Lebensumstände der „Wacht am Rhein“? Gleich einem Sommergewitter lag im Juli 1840 und in den folgenden Monaten über ganz Deutschland die Gefahr eines neuen Kriegs mit Frankreich. Die Händelsucher drüben verspürten wieder einmal Lust nach Länderraub, und höchst bedrohlicher Waffenlärm scholl übern Rhein, der damals noch, statt der Vogesen, unser Vaterland von den Westnachbarn schied. Bei uns aber waren diesmal Volk und Regierungen einig in der Abwehr fremder Ungebühr: mit gerechtem Zorn wandte sich die öffentliche Meinung gegen die Friedensbrecher. Und wie immer, wenn das Vaterland in Not ist, standen Männer auf, voll der Gabe, die Bedrängten durch Wort oder Lied zu äußerstem Widerstande zu ermuntern und zu begeistern. Ein solcher Sprecher der Zeit war Nikolaus Becker, ein schlichter, bis dahin unbekannter Gerichtschreiber in den Rheinlanden. Aus der Seele aller heraus dichtete er sein Rheinlied: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein!“ und bald lebten die Verse im Munde von Hunderttausenden.

Was damals, vor neunundsiebzig Jahren, die deutschen Herzen ergriff, hat noch ein anderer, ein Zeitgenosse Beckers, einfach und kräftig ausgesprochen. Aber während das „Rheinlied“ heut im Volke so viel wie vergessen ist, übt die gleichalterige „Wacht am Rhein“ unvermindert ihre Macht über die Seelen aus. Sie ist ohne